

Schule im Zeichen Jesu

Ein kritisch-konstruktiver Blick auf Katholische Schulen

Georg Langenhorst

Keine Frage: Auch nach der vieldiskutierten Erklärung der deutschen katholischen Bischöfe zur „Bildenden Kraft des Religionsunterrichts“ vom 27. 9. 1996 wird die Auseinandersetzung um den spezifisch *konfessionellen* Religionsunterricht an deutschen Schulen weitergehen. Und ohne große hellseherische Fähigkeiten aufrufen zu müssen, legt sich die Prognose nahe, daß die Durchbrechung des Konfessionsprinzips „vor Ort“ weiter voranschreiten wird: sei es in von den Kirchenleitungen eingerichteten Modellversuchen im Rahmen der religionspädagogisch begleiteten und reflektierten „konfessionellen Kooperation“; sei es, weil viele autonom arbeitende Praktiker vom Sinn der christlich-ökumenischen Öffnung überzeugt sind; sei es schlicht und unbefriedigend, weil rein pragmatische Gründe wie Stundenplanorganisation oder Lehrerteilung den Ausschlag geben.

Um so wichtiger dürfte in Zukunft die Frage werden, welche Bedeutung konfessionelle Schulen für das spezifisch evangelische oder katholische Profil in der Bildungslandschaft der kommenden Jahre spielen können. Wird der konfessionelle Religionsunterricht vor allem im Rahmen derartiger kirchlicher Schulinseln überleben? Und was sind vor diesem Hintergrund die besonderen Charakteristika, Probleme und Chancen dieser Schulen? Die folgenden Ausführungen beschränken sich – aus Kompetenzgründen – auf den Bereich der „katholischen Schulen in freier Trägerschaft“, in dem ich dreieinhalb Jahre selbst tätig war.

Auf der Suche nach dem spezifisch katholischen Profil

Spätestens ein Blick in das sechsbändige, seit kurzem komplett vorliegende „Handbuch Katholische Schule“¹ verdeutlicht, daß es *die* „katholische Schule“ nicht gibt, daß sich unter diesem Sammelbegriff vielmehr eine breite Palette unterschiedlichster Schultypen verbirgt. Das betrifft zum einen die Träger: meistens einzelne Orden oder Diözesen; zum zweiten die Organisationsformen: von Grund-, Haupt-, Realschule bis zum Gymnasium, von der Regel- bis zur Ganztagschule und zum Internat; vor allem drittens aber die Schulphilosophie und pädagogische Zielsetzung:

Hier spannt sich das Spektrum aus von der vorkonziliar-konservativ orientierten Traditionsbewahrung bis hin zur christlich motivierten experimentalpädagogischen Vorreiterrolle. Sicherlich wird es dabei den ersten Typ auch weiterhin geben: die starke Traditionsschule, die unbeirrt an überkommenen pädagogischen und theologischen Zementierungen festhält, als geheimen oder offenen Lehrplan vor allem das Ziel der Rekrutierung künftiger Priester oder Ordensleute aufweist und sehr zu Recht von außen kritisch beäugt und in Frage gestellt wird. Tatsächlich werden alle Konfessions-

schulen weiter mit dem verbreiteten Vorurteil leben müssen, genau in diese „Schublade“ eingeordnet zu werden.

Bei genauerem Hinsehen wird freilich überdeutlich, daß weite Teile der katholischen Schulen nicht (mehr?) nach derartigem Muster arbeiten, sich im Gegenteil in einer pädagogischen und gerade auch religionspädagogischen Aufbruchsstimmung befinden. Das hat viele Ursachen, unter anderem einen ganz praktischen Hintergrund: Einerseits mußten und müssen viele Ordensschulen geschlossen werden, da für sie die Finanzierung und Unterrichtsversorgung mit eigenen Kräften nicht mehr zu gewährleisten ist, andererseits übernehmen die regional zuständigen Bischöfe häufig diese Schulen. Und diese Übernahme wird zum Anlaß für eine konzeptionelle Reflexion und häufig genug einen Neuanfang – der freilich keineswegs nur in diesem Kontext stattfindet.

Gerade für derartige konfessionelle Schulen aber stellt sich die – vor Ort oft bis zur Verkrampfung vorangetriebene – Frage nach dem „katholischen Profil“. Was ist das, eine „katholische Schule“, worin liegt ihre konfessionelle Identität, was zeichnet sie im Gegensatz zu staatlichen Schulen aus, was ist ihr religionspädagogischer, was ihr allgemein pädagogischer Ansatz?² Überspitzt formuliert: Wenn es nicht mehr – wie in zahllosen Memoiren und Romanen beschrieben³ – die verordnete Einübung ins kollektive Rosenkranzgebet, die allgegenwärtige Präsenz der Marien- und Heiligenverehrung, das streng überprüfte Ritual von regelmäßiger Gewissensdurchforstung in Beichte und Buße ist, was zeichnet das „Katholische“ dann aus? Was prägt den spezifischen Religionsunterricht an derartigen Schulen? Und wie wirkt sich das konfessionelle Profil der Schule im Fachunterricht aus: Gibt es das, den „katholischen Deutschunterricht“, die „katholische Biologie“ oder gar die „katholische Mathematik“?

Sicherlich, jeder nur mögliche Aspekt im Zusammenhang mit den „katholischen Schulen in freier Trägerschaft“ ist in dem genannten und verdienstvollen sechsbändigen Handbuch ausführlich behandelt – von der geschichtlichen Entwicklung über die Rechtslage, das pädagogisch-theologische Profil, Statistiken, Anschriften und Bibliographien bis hin zu jeder nur möglicher Detailfrage – doch ist es erstens nur bedingt zugänglich, zweitens gerade in seiner Monumentalität erdrückend und drittens aus so großer theoretischer Distanz verfaßt, daß die tatsächlichen Probleme „vor Ort“ völlig aus dem Blick geraten. Genau dieser Blick in die Praxis soll hier jedoch am Anfang stehen, um dann eine grob skizzierte mögliche Perspektive für die Kirche als Träger derartiger Schulen aufzuzeigen. Zunächst sollen jedoch die drei relevanten Bezugsgruppen etwas näher beleuchtet werden: die bundesweit rund 300 000 Schüler und Schülerinnen, die an diesen – im Schuljahr 1992/93 genau 1184⁴ – Schulen unterrichtet werden, die Eltern, die ihre Kinder bewußt auf diese Schulen schicken sowie die Lehrer und Lehrerinnen, die an diesen Schulen arbeiten.

Schüler und Schülerinnen an kirchlichen Schulen

Die Entscheidung zugunsten einer Konfessionsschule treffen wohl nur die wenigsten Schüler oder Schülerinnen selbst. Im Normalfall wird diese Entscheidung von ihren Eltern getroffen oder zumindest gelenkt, bei weiterführenden Schulen häufig durchaus

im Zusammenspiel mit den Kindern. Da in den allermeisten Fällen eine staatliche Schule als Regelschule den „normalen“ Schulweg vorzeichnet, führt die bewußte Ausnahmeentscheidung zu einem Bündel von Konsequenzen: Zunächst werden die Kinder aus den allgemeinen Nachbarschaftsgruppen ausgegliedert und so mit der Aura des „Besonderen“ umgeben. Nicht selten ist das den Kindern auch bewußt, spätestens, wenn sie – immer wieder berichtet – von anderen als „fromme Betschwester“, „Klosterbruder“ oder mit ähnlichen Bezeichnungen gehänselt werden. Vor allem in der Außenzuschreibung wird diesen Kindern eine besondere Kirchnähe unterstellt, die sich tatsächlich in ihrem Selbstbewußtsein so nur selten findet. Zwar ist der Anteil an religiös und auch spezifisch kirchlich sozialisierten Kindern sicherlich höher als an staatlichen Schulen, keineswegs aber ist die Identifikation mit der Kirche so, wie es den Kindern von ihren Altersgenossen zugeschrieben wird.

Vor allem mit der beginnenden Pubertät verschärft sich dieser Konflikt. Die Jugendlichen beginnen sich zu fragen, warum sie eigentlich auf gerade dieser Schule sind. Für viele klärt sich die Frage ohne Probleme: Sie fühlen sich an der Schule wohl, die religiöse Sonderprägung kommt ihnen entgegen, sie sind froh um die Situation und kommen auch mit der Außenzuschreibung gut zurecht, sei es in ironischer Distanz oder identitätsstiftender Zufriedenheit. Für andere Schüler und Schülerinnen aber ergeben sich innere und offen ausgetragene Konflikte: Wenn es zur kritischen Absetzung von den Eltern kommt, erfolgt fast immer auch die Auseinandersetzung mit der Kirche, die für sie stets die Auseinandersetzung mit der tagtäglichen Schulsituation mit einbezieht. Schulgebete und Schulgottesdienste etwa werden für sie fragwürdig, vor allem, wenn sie fest zum „System“ hinzugehören. Der von den Eltern geschlossene Schulvertrag erlaubt zudem keine Abmeldung vom Religionsunterricht.

Wenn also die innere Ablösung vom religiösen Kindheitsglauben erfolgt, bleibt den Schülern nur die folgende Alternative: Es steht ihnen frei, auf eine andere Schule zu wechseln – aber das bedeutet das Zurücklassen der Freunde, des ganzen vertraut gewordenen Sozialsystems. Nur sehr selten greifen Schüler deshalb zu dieser Radikalmaßnahme. So aber bleibt ihnen vielfach nur die innere Distanz, das teilnahmslose Mitvollziehen von für sie leeren Ritualen. Kein Wunder deshalb, daß am Ende einer Schülerlaufbahn auf kirchlichen Schulen heute zwar kaum noch die von früher zuhauf bezeugten traumatischen Kirchenphobien⁵ stehen, aber eben auch keineswegs eine garantiert höhere Kirchenidentität und künftige Religionsnähe als an staatlichen Schulen. Gerade in dieser Konstellation hängt der Erfolg der schulischen Ausbildung vor allem an der Schumatmosphäre und an den Lehrerinnen und Lehrern, die „Kirche vor Ort“ repräsentieren.

Erwartungen der Eltern an katholische Schulen

Genauso differenziert wie das Panorama der Schülerinnen und Schüler an kirchlichen Schulen ist auch der Blick auf die Eltern, die ihre Kinder auf diese Schulen schicken. Sicherlich, es gibt jenen klassischen Typ, der auf christliche, ja auch auf eine spezifisch katholische Erziehung Wert legt, selbst kirchlich aktiv, motiviert und mitarbeitenswillig ist und somit dem „Idealbild“ weitestgehend nahe kommt. Ein weiterer – hier

schablonenhaft-vereinfacht dargestellter – Typ ist selbst bereits kirchenfremd, wünscht sich aber dennoch die religiöse Erziehung der Kinder. Hier tritt die spezifisch konfessionelle Prägung bereits deutlich zurück. Manche evangelische Eltern – selbst Pfarrer – etwa schicken ihre Kinder auf katholische Schulen, weil sie dort eine gute „allgemein-christliche“ Erziehung erwarten. Immer mehr findet sich jedoch der dritte Elterntyp: Sie sind selbst religiös ungebunden, offen, zwar oft noch kirchlich sozialisiert, ohne aber wirklich aktive Kirchenmitglieder zu sein. Sie wissen, daß kirchliche Schulen ihre Schüler auswählen können, und schon dadurch eine Vorzugstellung einnehmen. Sie gehen davon aus, daß dort fast immer das Schulklima gut ist, weil Extremerscheinungen (exzessive Gewalt, Drogen) oft gar nicht erst auftauchen oder wenn, dann durch den Sonderstatus leichter behebbar sind (und sei es durch Ausschluß).

Kirchliche Schulen haben so tatsächlich oft sowohl einen hohen Leistungsstandard als auch eine gute Schumatmosphäre. Und verstärkt werden diese guten Rahmenbedingungen durch die finanziellen Möglichkeiten: Obwohl der Staat die Lehrerschaft kirchlicher Schulen fast vollständig finanziert, trägt die Kirche weite Teile der Finanzierung der Gebäude und zahlreicher Sonderausgaben. So stehen fast immer mehr Mittel zur Verfügung als an staatlichen Schulen, die Ausstattung ist besser: Schulbibliotheken, Medienausstattung, außen- und innenarchitektonische Gestaltung schaffen ein äußeres Erscheinungsbild, das auf Eltern (und Schüler) attraktiv wirkt. Vielfach ist die Entscheidung für eine kirchliche Schule also schlicht eine Entscheidung für eine „gute Erziehung“ in „guter Atmosphäre“. Der spezifisch religiöse oder gar konfessionelle Aspekt wirkt dabei akzeptiert – „das schadet ja nicht“ – aber eher als Rahmenbedingung hingenommen.

So ist das Erwartungsspektrum der Eltern sicherlich mindestens dreifach aufzugliedern: Eine „gute katholische Erziehung“, eine „gute christliche Erziehung“, eine allgemein „gute Erziehung“ und Ausbildung werden angestrebt. Die Verschiebung der Gewichtung dieser drei Gruppen hin zu letzterer Gruppe ist dabei erneut eine besondere Herausforderung und – angesichts der darin enthaltenen Offenheit – Chance für katholische Schulen.

Status und Engagement der Lehrerinnen und Lehrer

Angesichts dieser Voraussetzungen kommt den Lehrerinnen und Lehrern eine besondere Verantwortung zu. An ihnen liegt es letztlich, ob die pädagogischen Chancen genutzt werden, vor allem, ob der besondere Charakter der „kirchlichen“ Schule sinnvoll zum Tragen kommt. Eine neue Studie bestimmt ihre Position sicherlich mit Recht „zwischen Engagement und Verweigerung“⁶. Ihre Situation ist von unterschiedlichsten Erwartungen geprägt: Schüler-, Eltern-, Staats- und Kirchnerwartungen, die einerseits in sich nicht immer deckungsgleich sind, andererseits keineswegs immer dem eigenen Rollenverständnis entsprechen.

Die Kirche erwartet einerseits ein besonderes schulisches Engagement, das über die reine Unterrichtsgestaltung hinausgeht. Lehrende „müssen“ aber andererseits auch privat ein Leben führen, das an der Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre aus-

gerichtet ist. Diese Bestimmung ist glücklicherweise recht weit gefaßt und wird auch im Normalfall human ausgelegt, dennoch kommt es immer wieder zu Konflikten. Kein Problem ist die Einstellung evangelischer Lehrer, wobei aber sicherlich auf „den Proporz“ geachtet wird. Aber was ist mit dem Kollegen, der in Scheidung lebt oder der Kollegin, die sich völlig von der kirchlichen Lehre entfernt hat? Konflikte in diesen Bereichen sind unvermeidlich, prägen aber den Alltag an solchen Schulen sicherlich nur am Rand mit.

Wichtiger ist ein institutionelles Grundproblem: Der Status des Lehrers an kirchlichen Schulen ist derzeit schlechtweg unbefriedigend. Ob sich das Gesamtsystem des Lehrerstatus im Rahmen der europäischen Einigung mittelfristig ändert, ist dabei noch nicht vorauszusehen, Bezugspunkt muß so der Ist-Zustand sein: Einerseits gibt es an den kirchlichen Schulen die „zugeordneten Lehrkräfte“ mit normalem staatlichen Beamtenrang, die sich mit der Versetzung an eine kirchliche Schule schlicht einverstanden erklären müssen. Deren Identifikation mit dieser bestimmten Schulform bleibt ihnen selbst überlassen, ist eher Privatsache. Ein Großteil der Lehrenden an kirchlichen Schulen sind jedoch Angestellte des Bistums oder des sonstigen kirchlichen Schulträgers. Sie bewerben sich direkt bei diesen Trägern und werden von ihnen eingestellt. Eine staatliche Qualifikation (Referendariat) wird dabei normalerweise vorausgesetzt, ist aber keineswegs unbedingt zwingend erforderlich.

Diese Konstellation bewirkt Folgendes: Zunächst einmal werden die notenmäßig besten Absolventen der Ausbildung im Normalfall nicht an kirchliche Schulen gehen, sondern in den Staatsdienst übernommen. Ein Teil der besonders motivierten und qualifizierten Junglehrer geht den kirchlichen Schulen also schon einmal a priori verloren. Angesichts der nach wie vor zahlreichen arbeitslosen Lehrer bleibt den Kirchen aber auch so gemeinhin noch eine große Zahl von Bewerbern. Diese sind umgekehrt auf den Markt der „freien Schulträger“ angewiesen, wenn sie nicht auf Dauer arbeitslos bleiben wollen. Bewerbungen an katholischen Schulen entsprechen also keineswegs stets der Neigungswahl, sind eher schlicht ein Weg der Notwendigkeit. Und daß man dann im Bewerbungsgespräch nicht unbedingt seine Kirchenferne betont, liegt auch auf der Hand ... Ob also das von den Trägern angezielte Profil auch wirklich innerlich von den Lehrenden mitgetragen wird, ist alles andere als garantiert.

Mehr noch: Der finanzielle Status der angestellten Lehrer ist deutlich schlechter als der des – immer noch die Regel – Beamten. Gerade für Berufsanfänger ergibt sich in der Bezahlung eine Nettolücke von 500,- bis 800,- DM pro Monat. Das führt einerseits zu massiver Unzufriedenheit: Für genau die gleiche Arbeit erhält man deutlich weniger Geld, oft in einer Phase des Familienaufbaus, wo es „wirklich darauf ankommt“. Wenn dann gar noch über die Normalbedingungen hinausgehende Erwartungen von Seiten des Trägers ausgesprochen werden, kann sich der Unmut zur inneren Verweigerung und Opposition steigern. Andererseits ergibt sich so gerade bei jüngeren und gut qualifizierten Lehrern eine beträchtlichen Fluktuation: Kirchliche Stellen sind nicht selten „Parkstellen“ auf dem Weg zur Verbeamtung an anderen Schulen. Das aber ist der Kontinuität und sinnvollen schulischen Planung wenig förderlich!

Was heißt dies? Sicherlich nicht, daß Lehrer an kirchlichen Schulen schlechter, weniger motiviert, pädagogisch unfähiger wären als an staatlichen Schulen. Im Ge-

genteil: Der persönliche Einsatz, die Freude am pädagogischen Handeln, die Kreativität im Miteinander an kirchlichen Schulen ist fraglos hoch, bedingt durch die benannten guten Rahmenbedingungen und vor allem den bewundernswerten Einsatz der Menschen vor Ort. Dennoch: Wenn Kirche im Bereich der Schulen weiter eine wichtige Rolle spielen will, muß sie den Status ihrer angestellten Lehrer verbessern. Wer – mit Recht – besonders hohe Erwartungen an seine Lehrer stellt (in Bezug auf Lebensführung, Engagement, fachliche Qualifikation, pädagogischer Innovation), muß deren Status entsprechend sicherstellen. Nur dann wird man langfristig die Lehrenden haben und halten, die man sich erhofft.

Katholisches Schulprofil der Zukunft, Anregungen und Prognosen

Zurück zur Zentralfrage: Wie also kann ein mögliches Profil „katholischer Schulen“ in Zukunft aussehen, wenn man die Bedingungskonstellationen um Schüler, Eltern und Lehrer im Rahmen unserer Gesellschaft berücksichtigt und mit den Erwartungen des Schulträgers zusammenbringt? Als primäre Vorgabe scheint mir eine Besinnung auf „das Christliche“ zentral.

In einer Zeit der weitestgehenden theologischen Annäherung in der Theologie, in der das Bekenntnis zur verbindenden Einheit der Großkirchen eher an Machtfragen und praktischen Erwägungen denn an theologischen Unterschieden „von oben“ unterbleibt, wäre eine Binnenkonzentration auf das „trennend Katholische“ – worin immer es auch läge – sicherlich ein Schritt in die falsche Richtung. Erziehung und Ausbildung an katholischen Schulen muß sich also an einem „christlichen Profil“ ausrichten, das sich in den konkreten Formen des Katholischen realisiert. Natürlich haben die im Brauchtum bewahrte Volksreligiosität, die Konzentration auf Symbole und Zeichenhandlungen, die liturgische Beheimatung in gerade dieser Konfessionstradition ihren unverzichtbaren Platz, aber eben erst und nur als Sekundäres. Das zeigt sich auch darin, daß die notwendig regionale Prägung dieses spezifischen Bereichs in sich auf Pluralität angelegt ist.

Worin aber könnte das ökumenisch offene, „spezifisch Christliche“ der schulischen Ausrichtung liegen? In einer besonderen Moral, einem spezifischen Verhaltenskodex? Kaum, denn die christlichen Normen, Werte und Gebote finden sich in anderen Religionen und im Humanismus auch. Es gibt – das hat spätestens *Alfons Auer* in seiner „Autonomen Moral“ gezeigt – keine spezifisch christliche Ethik, die das Einzigartige des Christlichen ausmachen könnte. Nein, Kants sogenannter „Kategorischer Imperativ“ – gilt auch für Christen: Was bei dem Königsberger Philosophen wie folgt lautet: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“, kann man frei formuliert so wiedergeben: „Handle so, daß eine jede deiner Handlungen zur Richtschnur für allgemeines Handeln werden kann.“ Das ist fraglos ganz nahe an der Ethik Jesu – die Parallelen und Unterschiede im Detail sind für unsere Fragestellung unwichtig.

Nein, nicht im Bereich der Moral liegt also das Besondere des Christentums, sondern ganz grundsätzlich davor. Im Christentum steht an Nummer eins nicht ein kategorischer Imperativ, ein unbedingter Befehl, sondern – ich möchte es nennen – ein

„kategorischer Indikativ“⁷, eine unbedingte Aus- und Zusage: Das Besondere dieser Religion ist die unbedingte Zusage an jeden Einzelnen: Du darfst so sein wie du bist, du bist als allererstes bedingungslos angenommen, nicht aufgrund deines besonderen Wesens, auch nicht aufgrund deiner besonderen Leistungen, sondern als Mensch. Und erst weil du „vor Gott“ angenommen bist, wirst du – im Bewußtsein des ständigen Scheitern-Könnens deiner Bemühungen – überhaupt fähig, moralisch zu handeln. Kein kategorischer Imperativ, sondern ein kategorischer Indikativ: Nicht als erstes die moralische Forderung, sondern die Zusage, Mensch und das heißt fehlbar sein zu dürfen.

Im Zeichen der unbedingten Annahme

Schule im Zeichen Jesu müßte als Verwirklichung des christlichen Menschenbildes im Zeichen dieses „kategorischen Indikativs“, im Zeichen der unbedingten Annahme stehen, aus der dann der kategorische Imperativ der Moral erwächst. Alles nur praxisferne Theorie, alltagsfreie Träumerei? Ob eine Pädagogik unter dieser Leitlinie umgesetzt werden kann im Alltag der Terminflut, des Benotungsdrucks, der Lehrer- und Schülerpflichten? Es müßte gelingen, im Rahmen der vom Staat vorgegebenen Rahmendaten ein Lehrer-Schüler-Verhältnis zu schaffen, das von diesem christlichen Grundsatz getragen ist, über alle notwendigen Konflikte hinaus, in all den Umsetzungen von Lehrplan und Stoffvermittlung. Dazu bedürfte es freilich zunächst des Freiraums für eine Konsensbildung aller Beteiligten, die an den oben benannten Begrenzungen häufig scheitert. Diese breite Auseinandersetzung um ein Gesamtkonzept der kirchlichen Schulen aber ist unverzichtbar.

In einem zweiten Schritt müßte dann die jeweils vor Ort zu entscheidende Frage des spezifischen Schulprofils in seiner konfessionell-regionalen Tradition und unter Berücksichtigung der konkret-individuellen Bedingungen diskutiert werden. In einer Großstadt mit hoher Arbeitslosigkeit oder Obdachlosigkeit wird sich ein soziales Profil bis in konkrete AGs und Projekte⁸ hinein nahelegen, andernorts wird eine ökologische Ausrichtung sinnvoll sein, eine Partnerschaft mit Schulen in der „dritten Welt“, auch ein eher kulturell-liturgisches Profil ist denkbar. Der Kreativität und Phantasie der Einzelschulen ist hier – ausgerichtet an der Nachfolge Jesu – keine Grenze gesetzt.

Zentral für alle Konfessionsschulen wird dabei in der konkreten Gestaltung des Unterrichts die *Nutzung des pädagogischen Freiraums* sein, die der Gesetzgeber den staatlich anerkannten Schulen in privater Trägerschaft ausdrücklich einräumt. Die Fixierung auf die 45-Minuten-Einheiten, auf den in Einzelfächer aufgesplitterten Unterrichtsvormittag etwa kann problemlos aufgebrochen werden. Fächerübergreifenden Projekten wird – in allen Schularten, also auch im sich so gern „fachwissenschaftlich“ orientierenden Gymnasium – breitester Raum geschaffen. Daß es keine „katholische Biologie“ und keinen „christlichen Deutschunterricht“ geben kann, liegt dabei auf der Hand. In derartigen fächerübergreifenden Projekten kann jedoch zu unterschiedlichsten Themen das biblische und kirchliche Erbe fruchtbar gemacht werden, ohne als verkrampte Aufsetzung erscheinen zu müssen. Im sogenannten „Marchtaler Plan“

wird zudem die Einführung eines „Morgenkreises“ vor dem direkten Fachunterricht befürwortet, um in derartiger Kommunikationsöffnung das Miteinander zu betonen, dem Umgang mit sozialen und emotionalen Konflikten von vornherein einen Ort einzuräumen. Und daß derartige Zeiten der Einstimmung auf den Tag auch für sinnvolle Gebets- oder Meditationsübungen geeignet sind, liegt auf der Hand.

Der Kreativität der Schulgestaltung vor Ort sind also nur sehr weite Begrenzungsrahmen gesteckt. Leider werden aber die Möglichkeiten in diesem Bereich noch viel zu wenig ausgeschöpft, einige der Gründe wurden im Blick auf die beteiligten Gruppen deutlich. Gerade wenn kirchliche Schulen jedoch ihr Eigenprofil weiter akzentuieren wollen, wird dieser konkrete Aspekt der Unterrichtsgestaltung immer mehr Bedeutung erlangen.

Welche Bedeutung werden konfessionelle Schulen in der künftigen Bildungslandschaft in Deutschland spielen? – Diese Frage stand am Anfang der hier ausgeführten Überlegungen. Gut möglich, daß sich an derartigen Schulen im Gesamtrahmen der gesellschaftlichen Entwicklungen das künftige Profil allgemein christlicher Erziehung überhaupt entscheidet. Der untauglichen Alternative, an derartigen Schulen eine konfessionelle Regettoisierung voranzutreiben, steht nur dieser Weg gegenüber: In christlich-ökumenischem Geist Stätten guter Erziehung und Bildung zu gestalten, die sich am christlichen Menschenbild orientieren. Konfessionalität versteht sich dabei als konkrete Realisierung des Christlichen, das sich in Traditionen, Symbolen und Werten im Alltag zeigt und dort seine Berechtigung und Notwendigkeit hat – in der grundlegenden Orientierung am Gemeinsamen. Die Zukunft des Christentums und der Kirchen in unserer Gesellschaft wird in beträchtlichem Maße mit davon abhängen, ob es allen Beteiligten überzeugend gelingt, ein derartiges Konzept praktisch umzusetzen.

Dr. Georg Langenhorst, dreieinhalb Jahre Lehrer an einem katholischen Gymnasium, ist Akademischer Rat für Katholische Theologie/Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Weingarten.

Literatur:

Ilgner, Rainer (Hrsg.): Handbuch Katholische Schule, 6 Bde., Köln 1992–1994.

Kurth, Ulrike: Zwischen Engagement und Verweigerung. Lehrer an katholischen Gymnasien im Schnittbereich kirchlicher und schulischer Perspektive, Frankfurt 1996.

Anmerkungen:

¹ *Rainer Ilgner* (Hrsg.): Handbuch Katholische Schule, 6 Bde., Köln 1992–1994.

² Vgl. die lebendigen Diskussionen in der seit 1983 erscheinenden, vom „Arbeitskreis katholischer Schulen in freier Trägerschaft“ herausgegebenen „Zeitschrift für Erziehung und Schule“: „Engagement“, die freilich auch unter viel zu großer Theorielastigkeit leidet und vor allem die Lehrerinnen und Lehrer vor Ort kaum einbezieht.

³ Vgl. z. B.: *Barbara Frischmuth*: Die Klosterschule. Roman ¹1978, Reinbek 1992.

⁴ Handbuch Katholische Schule, Bd. V, S. 244. 246.

⁵ Vgl. hierzu: *Erich Joß / Werner Ross* (Hrsg.): Katholische Kindheit. Literarische Zeugnisse, Freiburg 1988.

⁶ Vgl. *Ulrike Kurth*: Zwischen Engagement und Verweigerung. Lehrer an katholischen Gymnasien im Schnittbereich kirchlicher und schulischer Perspektiven, Frankfurt et al. 1996).

⁷ Erstmals begegnet ist mir dieser – hilfreiche – Begriff bei *Gotthard Fuchs*.

⁸ Vorbildlich etwa das Projekt „AG Arbeitslosigkeit“ an meiner ehemaligen – guten – Schule, dem Bischöflichen-Cusanus-Gymnasium Koblenz.